

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1919

311 (9.11.1919) Unterhaltungs-Beilage zum Karlsruher Tagblatt

Unterhaltungs-Beilage zum Karlsruher Tagblatt

(Nachdruck sämtlicher Artikel verboten.)

Der Leuchter.

Humoreske von Memming Agreen-Uffina.

Zante Amalie saß in ihrem Wohnzimmer und sah nachdenklich aus. Die alte Dame überlegte, was sie den jungen Solms schenken sollte, zu deren Hochzeit sie eingeladen war. Sie lebte von einer unbedeutenden Rente und mußte die peinlichste Sparsamkeit walten lassen, um auszukommen. Ein Solmsentscheid aber kostete mindestens zehn Kronen, und das war für sie ein kleines Vermögen.

Da fiel ihr Blick plötzlich auf den neuen Leuchter, den sie von ihrem Neffen, dem Keramiker, bekommen hatte, als er vor einigen Tagen von einer Studienreise aus Sachsen heimgekehrt war. Der Leuchter erinnerte sie an die sächsischen Porzellanmanufaktur, und er war sehr schön und sehr wertvoll. Er stellte einen lanabergischen stilisierten Storch dar, dessen Kräfte auf dem Rücken einer Schalkröte ruhten. In seinem Schnabel wand sich wie eine Spirale eine Amsel, die den Rasthalter bildete.

Zante Amalie mußte, daß der Leuchter sehr kostbar war; sie hatte vor einigen Tagen zwei gleiche in einem Schreinerladen gesehen und sich den Preis mit einem gewissen Stolz gemerkt — er betrug für das Paar 75 Kronen.

Aber seitdem sie im Besitz dieses wertvollen Leuchters war, fand sie, die über alles die Symmetrie liebte, daß das Gegenstück dazu fehlte. Es war ihr, als sei ein Leuchter mehr nicht noch möglich, und wenn er auch einen Storch mit einer Amsel im Schnabel vorstellte. Und so war das Gegenstück ihres Neffen, anstatt ihr Freude zu bereiten, eine Quelle beständigen Ärgers für sie geworden. Das Dina, meinte sie, läßt auf der Gänge ganz sinnlos aus. Doch irrendo mußte es ja stehen.

Wenn sie wenigstens die Hofnung gehabt hätte, noch einmal ein Bescheid dazu bekommen zu können. Aber den Gedanken mußte sie sich aus dem Kopf jagen, da sie nun den Preis für diese Kostbarkeit kannte.

Nun hatte sie jedoch eine Idee: sie könnte ihn ja als Hochzeitsgabe für Solms benutzen. Er war neu und schön und wertvoll — und fand der Kasse es annehmbar einen Leuchter zu bekommen, so konnte sie wohl basieren tun. Sie hatte das Ding bisher niemandem aneignet außer ihrem alten Dienstmädchen Kathinka. Es würde also durchaus wirken wie ein Geschenk, den sie lieben gelernt hatte. Und sie wußte, daß ihr Neffe nicht bei Solms verheiratet.

Ganz allmählich war sie über ihren Einfall. So wurde sie auf andere Weise den ärgerlichen einseitigen Leuchter los und kam auf billige Art zu einem schönen Geschenk. Sie ging an die Gänge und nahm ihn heimlich. Na, schön war er und sehr wertvoll, ein wahres Schmuckstück. Aber wie die Dinge nun einmal laien, war es das Vernünftigste, ihn weiterzugeben.

Die alte Dame dachte ihn gleich vor sich in die Schatulle, in der sie ihn von dem Neffen bekommen hatte, damit er nicht erst bei ihr stehen würde. Dann setzte sie sich mit ihrem Stridalein auf die Gehirna vor dem Fenster. Nun war sie wenigstens die Sorge los, dachte sie erfreut. Sollte ihr Neffe sie nach dem Leuchter fragen, so konnte sie ihm erzählen, daß er leider entzweit angehen sei. Zante Amalie war zwar ein außerordentlich wahrheitsliebendes Wesen, aber eine kleine Kollidie fand sie dennoch erlaubt. Lieberdies hätte der Neffe ihr doch wirklich zwei Leuchter schenken können.

Das Ehepaar Solms befand sich in den Mitternachtsstunden. Die Neuwermählten saßen in ihrem Wohnzimmer und saßen verliest und allmählich aus. Gerade hatte der Neffe der jungen Frau auf dem sächsischen Leuchter abgesetzt, den Zante Amalie ihr geschenkt hatte.

„Frederik, wollen wir dem Leuchter nicht einen andern Platz geben?“ sagte sie schließlich zu ihrem Mann. „Ich finde er steht da so ungeschickt.“

„Es ist im übrigen ein schönes Stück“, erwiderte ihr Mann, der ihn sofort heruntergenommen hatte und ihn nun genau betrachtete. „Sicher war er nicht billig. Aber wenn ich ganz ehrlich sein soll, finde ich, daß solch ein einzelner Leuchter ein ganz merkwürdiges Geschenk ist. Wo wir ihn auch hingestellt mögen, er wird stets ungeschickt wirken. Er

bedarf nach meiner bescheidenen Meinung eines Gegenstücks.“

„Das ist auch meine Ansicht“, sagte die junge Frau. „Der einzelne Leuchter hatte sie schon während der ganzen Zeit geärgert.“

„Natürlich soll man Geschenke nicht kritisieren“, fuhr Frederik fort. „Aber dieser eine Leuchter ist und bleibt etwas Unvollständiges. Und für den Preis, den deine Tante bezahlt hat, hätte sie wahrlich etwas anderes gefunden.“

„Können wir ihn nicht umtauschen?“ fragte seine Frau.

„Wir können ja nicht, wo er gekauft ist“, erwiderte er.

„Wie wäre es, wenn wir ihn weiterverkauften?“

„Na bin ganz Ohr. Wem willst du ihn verkaufen?“

„Direktor Schmidt. Wir sind ja zu seinem Jubiläum eingeladen. Auf diese Weise wären wir die Ausgabenden für ein Geschenk. Wir müßten mindestens amanta Kronen daran wenden.“

„Wollen wir es tun?“

„Nun wir es.“ Und der junge Herr mußte seine Frau fragen. Dann packte sie den Leuchter vorsichtig in die Schatulle, in der sie ihn bekommen hatten.

„Aber wenn nun Tante Amalie uns besucht und danach fragt? Was dann?“ fragte er.

„Dann hat das Mädchen ihn verschluckt“, sagte sie freimütig.

„Na, natürlich.“

In seinem Jubiläumstage fand Direktor Schmidt im Wohnzimmer und dachte eine Schatulle aus. „Das ist von den jungen Solms“, sagte er zu seiner ihm gesonnen stehenden Frau.

„Was mag es sein?“ fragte sie.

„Leuchter“, erwiderte er und zeigte ihm ihr stolzes Entzweit.

„Wie herrlich!“ meinte sie.

„Das ist echt sächsisch“, erklärte der Direktor, nachdem er ihn abschließend untersucht hatte. „Etwas sehr Kostbares!“

„Aber daß doch auch den zweiten aus“, ermahnte die Frau.

„Na sofort.“ Vorzüglich stellte er den Leuchter hin und ludte in der rechten Hand die Schatulle nach dem zweiten. Er suchte lange und eifrig. Dann sah er beschämt die Hand wieder heraus.

„Rinde ist ihn nicht?“ fragte seine Frau erstaunt.

„Es ist nur der eine“, antwortete der Direktor. Seine Benefizienz war bedeutend abgemindert.

„Nur ein Leuchter?“ Seine Frau war erschrocken.

„Aber wo ist denn das zweite?“

„Es gehört vielleicht kein Bescheid dazu.“

„Gibt es zu etwas?“ fragte sie ängstlich und sah ihn hart an.

„Es scheint doch“, meinte er. „Lange betrachtete er den einzelnen Leuchter und sagte dann periphrastisch: „Es ist schön, aber der war ja früher teuer, aber als Einzelfind hat er gar keinen Sinn. Ich glaube, es ist am besten, wir schenken ihn weiter.“

„Na, neben mir ihn Karl“, meinte auch die Frau. „Er schenkt es für sächsisches Porzellan.“

So war es entschieden.

„Das war Hua von dir. Ich glaube, ich werde das gleiche tun. Ich kann ja meinem Vetter sagen, der Leuchter sei zu Boden gefallen und zerbrochen.“

Und sie trug ihn nicht weiter über die Sache. Es war Tante Amalies liebster Geburtstag. In Blumen und Geschenken besorgte, sah sie vormitags in ihrem Zimmer und empfing ihre Gäste.

Es war ein schöner Tag für die alte Dame. Neben Augenblick hingelte es, ihre treue Dienerin war in unaufhörlicher Besinnung.

„Was bringen Sie da wieder?“ fragte sie, als Kathinka mit einem großen Paket hereinkam. Sie setzte ihre Brille auf und öffnete zunächst das beigebeige Brief. „Es ist von meinem Vetter, dem jungen Karl Schmidt“, erklärte sie dann.

Und aus der Schatulle nahm sie einen Leuchter aus sächsischem Porzellan. Er stellte einen lanabergischen Storch dar, dessen Kräfte auf dem Rücken einer Schalkröte ruhten. Am Schnabel wand sich wie eine Spirale eine Amsel, die den Rasthalter bildete.

„Aber der aber schön“, sagte Kathinka entsetzt.

„Doch er ist nicht auf ein Paar den Leuchter, den früher Amalie seinerzeit von dem Herrn Neffen bekam!“

Tante Amalie aber war überpöhlert und bestürzt.

„Kathinka, Kathinka“, sagte sie in ihrer Not unter Tränen. „Hätte ich ihn doch nicht den jungen Solms zur Hochzeit geschenkt — dann hätte ich nun ein Bescheid dazu!“

Und es waren keine Freudentränen, die die alte Dame weinte.

Die Badestunde.

Eine Wasserplauderei.

„Das Wasser raucht, das Wasser schwoll —“ heißt es bei Goethe in der „Fischer“-Ballade. In den Badestunden des „Grand Hotel“ raucht und schwoll das Wasser (nach strengem obrigkeitlichen Gebote) jetzt alle vierzehn Tage, und nur ein einziges Mal, an jedem zweiten Freitag beginnt die Warmwasserleitung ihre Tätigkeit für eine Reihe von Stunden, die leider nur allzu rasch verfließen.

So viele obrigkeitliche Gebote werden heutzutage gerne beachtet. Aber die Warmwasserleitung hält der Hotelbesitzer freudig und gerne: denn sie helfen ihm, den rasen Verfall zu haben, der da Koble heißt. Und fast haben, wirklich richtig den ganzen Körper ins eiskalte Wasser verfallen, das kann man im Sommer und im Winter nicht verlangen. Da helfen wir uns denn furchend und prüfend mit kalten Abreibungen und schimpfen dabei über die herrlichen Zeiten, denen uns unsere Wasser-Aufkunft entgegenführt hat.

Was ist nicht alles schon über die heilige Mut des Wassers gesungen und geschrieben worden. „Wasser tut's freilich nicht“, sagte Luther, dem der Vorläufer der Naturheilkunde Nauwion entgegen: „Wasser tut's freilich!“ In den Reden heißt es: „Wie der Dickschreier nach frischem Wasser, so jähret meine Seele.“ Und im zweiten Teil des Kaufs rufen die Sirenen: „Ohne Wasser ist kein Seil!“

Natürlich für Sirenen (jeder Art) muß ein Dauerwiderstand besonders schmerzhaft sein.

Wie war das früher eine Selbstverständlichkeit, daß man um 7 Uhr früh Tag für Tag den Leuchtenschein aufdrehte, und das warme Wasser begann zu urubeln. Heute? Ganz poetisch wird uns zu Mute, wenn die Badefrau oder das Bademädchen meldet: „Der Herr Doktor können haben, es ist heißes Wasser, seit zwei Wochen am ersten Mall.“

Warten auf ein solches Ereignis ist ein wenig schmerzhaft, aber es ist ein wenig schmerzhaft, wenn man sich schmerzhaft in die Badestunde nebenan, dreht den Schalter auf, den die vier Buchstaben „Warm“ zeigen, und stiert als Mann von Bildung die Goethe-Worte, die als Aufschrift über dem Friedrücksbad zu Baden-Baden stehen:

„Wunderwirkend strömt die Welle,
Strom der heisse Dampf der Quelle,
Nur wird freier, Blut wird neuer,
Seil dem Wasser, Seil dem Feuer!“

Dann fahrt man, der Sicherheit halber, doch lieber zweifelt noch einmal in die Mut, die aus dem „Warm“-Baden raucht — und siehe: sie ist eiskalt. Der Badedienst, den die empörte Badefrau auf Rede stellt, läßt herausfahren, das sei selbstverständlich. Wenn

überwinden gesucht, die ihr aus der Gleichgültigkeit weiterer Kreise und den Folgen des Krieges entfallen. Die Wiederkehr der Jahre hier nicht mehr gehörten Maßstäbe fand lebhaften Widerspruch der den Mitheluna nicht bestet haltenden Sirenen. Ein unüberwindlicher Schwallert war der Münchener Kammerfänger Karl Erb. Herr Neffen schenkte seinen Christus in weichen Linien. Musikalisch unerschaffen und aus Herr Erb ist die Heineren Parteien des Betrus und Pilatus. Die Berliner Sopranistin Eva Bruhn besitzt eine wunderbarlich klingende, wohlgeschulte Stimme. Aber Wien wie die S-Moll-Arie („Blut nur“) verlangen doch eine ganz andere Empfindungstiefe. In dieser Hinsicht konnte die Singsache und Empfindung, mit der die Münchener Kammerfängerin Erler-Schanda die Arie „Ach Goltasha“, sowie die S-Moll-Arie mit Violinolo bot, geradezu als vorbildlich gelten, obwohl die Künstlerin diesmal nicht einmal stimmlich auf dissoniert ist. In der Drole sah Herr Landmann und wußte seinen Part wunderbarlich und charakteristischen Farben zu geben. In den Instrumentalfolgen bewährten sich aufs Beste die Herren Kontrabassistin Ditzel, Max Kühler und Kammermeister Lorbeer.

Karlsruher Künstler auswärts. Man schreibt uns: Der Geiger Rudolf Reina von hiesigen Landes-theater-Direktor hatte in einem von ihm in Gaaena veranstalteten Konzert mit dem Vortrage von Mendelssohns S-Moll-Konzert und der A-Dur-Romane Beethoven's, sowie kleineren Werken von Schubert und Mozart-Kreisler usw. einen außerordentlichen Erfolg bei Publikum und Presse. Dans Mann vom Landes-theater-Direktor begleitete ihn und erwies sich als feinfühliges Pianist. Kanetta Derrsdorf von Landes-theater erfreute wieder durch Nieder von Schubert, Grieg, Brahms, Strauß, Wolf und von Esen. Die Gaben der Künstlerin, die in weiten Kreisen des Mittellandes sich besser Empathien erfreut, wobei sie ihre Kunst schon häufig in den Dienst der Wohlthätigkeit gestellt hat, wurden ebenfalls mit lebhaftem Beifall aufgenommen.

Die Zukunft der Bayreuther Festspiele. In Erwiderung zahlreicher Anfragen bittet Siegfried Wagner um Abrück der folgenden Mitteilungen: „Gewiß denken wir an Festspiele, sobald es nur irgend möglich ist. Drei große Hindernisse stellen sich augenblicklich dem Unternehmen entgegen: 1. Die Kohlennot und alles, was damit zusammenhängt: Bahnverbindungen, Beleuchtung, Maschinenbetrieb usw. 2. Der Wohnungs-mangel. Wie soll man in Bayreuth Tausende von

das ganze Haus in der gleichen Wärme haben sollte so viel mehr der Warmwasserleitung nicht her. — Weil alle zusammen auf ein Mal haben wollen, kann gar keiner haben.

Und da gibt man im wackelnden Bademantel, ohne die erwünschte dampfende Mut, und stiert die Goethe-Worte: „Seil dem Wasser, Seil dem Feuer.“

Allelei.

Das Ende der Telegraphenbrüche in Deutschland. Das dicke Drahtnetz von Telegraphenleitungen, das unter Reich in allen seinen Teilen umspannt werden unter nächsten Generationen vermuthlich nur mehr vom Hörensagen kennen, denn unter den verschiedenen Plänen, die gegenwärtig ausgearbeitet werden, um die Fortschritte der Wissenschaft dem praktischen Leben anzunähern, befindet sich auch der durch die Reichsverwaltung beabsichtigte Ausbau der drahtlosen Telegraphie. Nach einem Bericht in „Sandel und Industrie“ bezieht die Abicht, die Funkentelegraphie zwischen Berlin und anderen größeren Städten in die Wege zu leiten, wobei die großen Städte als Leitstellen abgedacht sind, während die Leitstellen wiederum mit Funkenteilen kleinerer Orte verbunden werden sollen. Für die von Berlin ausgehenden Funkstrahlen ist außerdem die Errichtung von Empfangsstellen beabsichtigt. Diese Einrichtungen werden namentlich den Reaktionen aus Diensten leisten, da nun an Stelle der vielen Einzelverbindungen nur mehr eine einzige Nachricht ausgegeben wird, die dann im gleichen Wortlaut an allen Empfangsstellen entgegengenommen werden kann. Voraussetzungen hierfür ist allerdings, daß die betreffenden Reaktionen auch mit den nötigen Empfangsapparaten ausgestattet werden.

Obgleich die Wäse für diese arthalia Entwicklung unseres Telegraphenverkehrs noch nicht fertiggestellt sind, weil die technische Lösung der neuen Aufgabe noch verschiedene Schwierigkeiten bietet, ist die Aufnahme des funktentelegraphischen Verkehrs immerhin nur mehr eine Frage der Zeit, und es wird daher vielleicht wirklich nicht mehr allzu lange dauern, bis eine Telegraphenlinie aus allen „historischen“ Leberlebens einer hinter uns liegenden Vergangenheit gehört.

Die Kräfte der Zursüchtheit. Ueber die Selbstmordtendenzen der französischen Zursüchtheit erzählt der „Niagara“ das folgende wahre Geschichtchen: Ein Herr kauft in einem großen Möbelgeschäft einen Schreibtisch. Er soll 800 Franken dafür zahlen und findet das ziemlich hoch. Aber der Verkäufer sagt entgegenkommend hinzu: „Nehmen Sie doch noch diesen kleinen Armstuhl. Er ist ganz billig. Nur 50 Franken.“ „Aber ich brauche ihn doch nicht“, erwidert der Herr. „Ach habe Stühle genug“, „Entschuldigen Sie“, entgegnet der Verkäufer. „Wenn Sie den Tisch allein kaufen, dann müssen Sie auch noch die Zursüchtheit mit 80 Franken bezahlen. Wenn Sie aber den Stuhl dazu nehmen, so kann ich Ihnen die beiden Gegenstände als eine Garnitur verkaufen. Dabei bezahlt die Steuer erst mit 1500 Franken, und die Kaufsumme beträgt für Sie nur 850 Franken. Sie sparen also 80 Franken, wenn Sie den Stuhl dazu nehmen, und schließlich sich dadurch doch immerhin den Schreibtisch.“ Im an haben, kauft der Herr also noch den Stuhl dazu.

Der dauerhafte Schuh. In einer Abhandlung über Auswüchse der Schuhmode lesen wir folgenden sehr zeitgemäßen Vorleser, den während des Krieges ein Italiener, und zwar ein Genueser, in den römischen Zeitungen veröffentlichte. Er nannte seine Erfindung den „Ideal-Schuh der Zukunft“.

Im dieses Schuhideal zu verwirklichen, sollte man die Füße mehrere Male hintereinander in Chromsäurebad tauchen, und zwar solange, bis die Haut des Fußes ungefähr die Härte des Kalbleders sowie auch die feine bräunlich-gelbe Farbe der braunen Sommerhäute erreicht haben würde. Hierauf könnte man allenfalls noch einige Verzögerungen auf die Haut machen, etwa in Form von Verdichtungen oder Einspritzungen, und hätte nun den besten, dauerhaftesten Schuh.

Ein Nord. Ein reicher Herr, der den Freuden von Raik und Nalide sehr angetan war und Abend für Abend aneheitert nach Hause kam, erwachte sich um die Hand einer armen, aber sehr hübschen Dame. Sie lehnte den Antrag jedoch ab mit den Worten: „Die Unbequemlichkeiten, die aus unserer Verbindung entstünden, wären unendlich, denn während Sie mich einmal heimführten, müßte ich Sie jeden Abend heimführen.“

Freunden beherbergen, wo jedes Haus durch Finanzschwäche überfüllt ist? Schon jetzt wird es den Zukünftigen sehr erspart, hier unterzukommen. (Und dieser Punkt ist fast der wichtigste.) Die Höhe der Löhne für das technische Personal und der Bezüge für Chor und Orchester.

Unter Festspielverhältnissen hat durch den Ausbruch des Krieges, der uns zum plötzlichen Abbruch des Festspiels zwang, einen Verlust von 300 000 Mark erlitten dadurch, daß uns die Karten für zwölf Vorstellungen zurückgeschickt wurden. Er hat dadurch bedenklich abgenommen. Wir müssen daher sehr vorsichtig ans Werk gehen, wenn nicht eine einzige Festspielzeit den Bestand der Festspiele überhaupt gefährden soll. Wohl aber über müßte der Preis der Plätze von 25 Mark auf 30 Mark erhöht werden. Ungern entschließen wir uns dazu, denn wir möchten nicht, daß der Charakter unseres Vortragspublikums sich verändere. Auf ein Entgegenkommen der Künstler bezüglich Honorarforderungen dürfen wir bestimmt rechnen; von Chor, Orchester und technischem Personal können wir es nicht verlangen. So barren wir denn, bis die allgemeine Verberufung nachgelassen hat und allmählich wieder Verberufung und Ordnung in unser armes, zerrüttetes Vaterland einzieht.

Kunst und Wissenschaft.

Badischer Kunstverein. Neu zu nennen sind Werke von: O. Baumeister, Karlsruhe, S. Ditzel, Bretten, A. Dietrich, Karlsruhe, U. Schlabach, Sinsheim, R. Kude, Karlsruhe, C. Lauroir, Karlsruhe, A. Lemmer, Karlsruhe, C. Prosser, Karlsruhe, C. Reiser, Karlsruhe, A. Schaeurmann, Dorn, A. Schneider, Ulmberg, Reichenau.

Von der Universität Heidelberg. Wie wir hören, hat Prof. Gustav Kadel den an ihn ergangenen Ruf an die Universität Berlin als Nachfolger Deussen's auf das Ordinariat für (vergleichende) germanistische Philologie, insbesondere nordische Philologie, für das Sommersemester 1920 angenommen. Prof. Kadel, 1878 in Bismar geboren, hatte sich 1900 in Breslau habilitiert und wurde 1911 an die Universität Berlin. Eine Reihe wissenschaftlich bedeutender Einzeluntersuchungen sowie Vorträge aus nordischen Sprachen haben seinen Namen weithin bekannt gemacht.

Die Hofbibliothek, die von der Stadt Eßlingen seinerzeit dem deutschen Kaiser zum Geschenk gemacht worden, wird jetzt in ein eilfaches Nationalmuseum umgewandelt werden.

Die „Pyramide“.

Wochenchrift zum Karlsruher Tagblatt

Erst in ihrer heutigen Nummer folgende Beiträge: Aus einem Notizbuch. Von S. v. Hofmannsthal. — Die Schillerfeier in Karlsruhe vor sechs Jahren. Von Prof. G. Henrich. — Alt-Gaudenten II. Von A. Gaudenten. — Was wird aus unserer Kunst? Von Prof. R. Riemerschmid. — Ueber Kaiser Wilhelm's Tribüne der Kunst und Zeit. Von Dr. v. Grolman.

Theater und Musik.

Badisches Landestheater. Im Programm für das zweite Sinfonie-Konzert am nächsten Sonntag mußte eine Änderung eintreten: Anstatt der Mahler'schen Sinfonie, deren Material nicht mehr rechtzeitig eintreffen konnte, wird die hier seit sechs Jahren nicht mehr gehörte fünfte Sinfonie von Bruckner aufgeführt. Die Mahler'sche Sinfonie wird in einem späteren Konzert nachgeholt. Den Abend beschließt die achte Sinfonie von Beethoven.

Der „Zauberdiamant“, das diesjährige Weihnachtsspielchen, von dem jugendlichen Dichterber des badischen Landestheaters, Eric Galt, verfaßt, mit der Musik von Günther Boyde, kommt Mitte Dezember, gleichzeitig am früheren Königl. Theater in Hannover, am Badischen Landestheater zur Aufführung.

Semais's Sendung. Eine sächsische Traödie in 4 Akten von Arn. Aweia. (Erste öffentliche Aufführung im Frankfurter Schauspielhaus).

Dem Drama über den Ritualmord von Tescar-Salar zu Grunde, der in den achtziger Jahren bei den Reaktionen der Welt beschärfte Aweia hat an dem Textbestand wesentliche Änderungen vorgenommen. Einmal läßt er einen rohen, christlichen Charakter ein Verzeihungsgebet an dem Mörder aussprechen, dessen Verbrechen an dem Ritualmord-Märchen Anlaß gibt, und dann drückt er dem Schuldlosen Semais des Prozesses, dem vierzehnjährigen Sohn des Sinaagendieners, die Waffe des Selbstmörders in die Hand. Der Junge entseht sich aus Scham und Neue über seine Tat, während in Willkür von einem solchen Selbstmord keine Rede war. Der Untergrundrichter warh, der in dem Prozeß eine bedenkliche Rolle spielte, ist noch schwarzem Gemalt, wie überhaupt auf

alle Richtenden ein dunkler Schatten fällt. Mit Freundlichkeit ist nur der deutsche Bademeister Schloher bedacht. Aweia hätte objektiver sein müssen, weniger objektiv. Die Traödie hätte darunter nicht zu leiden brauchen. Es ist aber unbedingt zu seinen Ehren anzunehmen, daß er nicht bewußt unobjektiv gewesen ist; dagegen spricht die ganze Art des Stüdes, das durchaus ernsthaft gearbeitet ist und dichterische Qualitäten hat.

Diese Qualitäten rechtfertigen allerdings nicht das Format eines Dramas, in das Himmel und Hölle aktiv hineingeworfen. Gott sendet Semael, den Satan, auf die Erde, um das Volk der Juden mit der Rüge des Blutes (Mithalmod) zu überziehen, auf daß sie durch Qual und Not geläutert werden. Die Gesandte zwischen Gott und Teufel, zwischen den Patriarchen und Gott und zwischen den Patriarchen unter sich, sind bei aller Reinheit der Sprache doch nicht von so hohem theatralisch-dichterischem Schwung, daß sie geeignet sind in die Handlung verweben sind. Sie ermöglichen vielmehr eine primitive Psychologie, da der Zuschauer ja weiß, daß nicht die Menschen schuld sind, sondern daß Gott das Unheil aneignet hat. Die irdischen Sagen sind, infolge der Voranage, die sie behandeln, theatralisch sehr wirksam. Einige Bilder, so die Scene der Juden im Gefängnis, haben auch tiefere dichterische Eigenschaften. Der Weisheit war außerordentlich stark. Der Autor wurde wiederholt gerufen. Die Aufführung war trefflich. Oberregisseur Hartuna hatte unendliche Mühe an die Dichtung angewandt. Er besitzt fähige Einfühlungsvermögen für intime Stimmungen der Seele. Eines aber muß ihm verdrast werden, daß er die von Dichter zu schärfte Gedankenspartei in der Darstellung noch schärfer machte. M. G.

Anbälungsconcert des Mannheimer Musikvereins. Nach populärer seiner fünf Baffionen, seine unüberblühe, im „unansprechlichen, ausschließlichem Verze mit dem Leben des Volkes“, seinem Erwünschten, Tun und Denken“ erwachsene Matthäus-pavilion, wurde von unserem Musikverein zur Feier seines Jahrtages Beethoven erwählt. Und im Musikleben Mannheims erwies die Aufführung dadurch eine besondere Bedeutung, als sie zum ersten Male zwei verbündete Vereine, Musikverein und Lehrergesangsverein in gemeinsame künstlerische Tätigkeiten traten. Dadurch ist die leidige Männerimmanenzfrage für den Musikverein ein für allemal gelöst. Der Fleiß des Oratoriums und des gemischten Chores ist überhaupt erwiesen sich neue Verbindungen. Ein unverbrüchlicher stiller Arbeit hat die Leitung des Musikvereins die Schwierigkeiten zu

